Shobha Rao

Mädchen brennen heller

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sabine Wolf

ELSTER

und sie eine Schwiegertochter erwarteten, die durch eine Mitgift und hoffentlich mit einer Charkha zusätzliches Einkommen bringen würde, waren sie etwas langsamer geworden und vor allem damit beschäftigt, ihren Sohn zu verheiraten. »Es gibt aber auch eine kleine Schwester, es ist also noch nicht ganz sicher«, sagte Ramayya. Er meinte natürlich, dass der junge Mann erst heiraten konnte, wenn seine Schwester verheiratet worden war. Doch laut Ramayya war die Hochzeit der jüngeren Schwester bereits abgemachte Sache. Nur die Muhurta – der günstigste Tag und Zeitpunkt für die Hochzeit – musste noch festgelegt werden.

Purnimas Vater war begeistert. »Dann ist ja genügend Zeit«, sagte er lächelnd. »Und was ist mit der Aussteuer?«

Ramayya trank seinen Tee aus. »Liegt in unserem Rahmen. Er ist ja immer noch Lehrling. Aber eins nach dem anderen.«

Am folgenden Nachmittag erzählte Purnima Savita, was sie gehört hatte. Savita war zum Essen aus der Webhütte herübergekommen. Die beiden aßen immer nach Purnimas Vater, und weil er einen Nachschlag vom Paprikacurry gewollt hatte, blieb für Purnima und Savita nur eine kleine Kelle voll. Sie aßen nun hauptsächlich Pickle zum Reis.

»Wo wohnt er, sagtest du?«

»In Repalle.«

Savita schwieg einen Moment. »Das ist zu weit weg.«

»Wo liegt das?«

»Noch hinter Tenali. Beim Meer.«

»Am Meer?«

Purnima hatte das Meer noch nie gesehen und stellte es sich wie ein Getreidefeld vor – sie dachte an ein Reisfeld –, mit Schiffen statt Bergen am Horizont, blau statt grün, und Wellen. Über Wellen hatte sie einmal mit einer Klassenkameradin in der Grundschule diskutiert. »Aber was genau sind Wellen? Wie sehen sie aus?«, hatte sie gefragt. Das andere Mädchen (auch sie hatte das Meer noch nie gesehen), sagte, sie seien rülpsendes Wasser und sähen aus wie eine Katze, die sich streckt. Eine Katze? Die sich streckt? Purnima war skeptisch geblieben.

»Kommst du mich besuchen?«

»Ich sag doch, es ist zu weit weg.«

»Aber mit dem Zug?«

Savita lachte laut auf. Sie hielt ein Stückchen Paprika hoch. »Siehst du das? Und siehst du *das* hier?« Sie zeigte auf ihren Teller Reis und einen winzigen Klecks des Tomaten-Pickle vom Vorjahr. »Das ist ein Festessen für mich. Wie soll ich mir denn je eine Zugfahrkarte leisten können?«

Am Abend lag Purnima auf ihrer Matte und dachte an Savita. Fast war es beunruhigend – etwas sagte ihr, dass sie niemanden würde heiraten können, der so weit weg wohnte, dass Savita sie nicht mehr besuchen könnte. Savita war demnach wichtiger als der Mann, den

sie heiraten würde. Konnte das denn sein? Wie war es dazu gekommen? Purnima wusste es nicht. Sie dachte an die Heftigkeit, die manchmal in Savitas Augen trat. Sie dachte an den Blick auf den Tempel aus dem Fenster ihrer Hütte. Sie dachte daran, wie Savita Reis und Buttermilch mit Banane vermischt hatte und wie sie, als Purnima sie schließlich gebeten hatte, doch probieren zu dürfen, breit gelächelt, mit den Fingern ein wenig tropfenden Reis zu einer Kugel geformt und anstatt Purnima diese zu geben, sie damit gefüttert hatte. Sie hatte Purnima die Reiskugel in den Mund gelegt, sodass Purnima mit der Zungenspitze Savitas Finger berührt hatte. Als wäre sie ein Kind. So wie Amma sie früher gefüttert hatte. Nur dass Savitas Geste durch keine Krankheit, kein Sterben getrübt war; Savita war lebendig, lebendiger als alle, die Purnima kannte. Savita ließ selbst die kleinsten Dinge im Leben großartig erscheinen, und wenn Purnima – die sich immer nach mehr gesehnt hatte als nach der Erinnerung an eine Bürste im Haar, nach mehr als dem Läuten einer blauen Uhr oder nach einer Stimme, die sie so oft heraufbeschwor – Savita sah, deren Entzücken, war es für sie, als wäre es ihr eigenes. Und selbst in ihren täglichen Pflichten – Kochen, Wasserholen, Geschirrspülen, Wäschewaschen, endlose Stunden an der Charkha – fand sie nun eine plötzliche und warme Befriedigung. Vielleicht sogar Freude. Doch am meisten überraschte sie, dass sie sich ihr Leben ohne Savita gar nicht mehr vorstellen konnte. Mit wem hatte sie beim Essen geredet, bevor Savita kam? Was hatte sie an Sonntagen getan? Für wen hatte sie gekocht?

Am Abend zuvor hatte ihr Vater, der kaum je viel bemerkte, gesagt: »Diese Savita scheint ein gutes Mädchen zu sein. Sie ist fleißig, das ist keine Frage.« Dann hatte er sich wieder seinem Tabak zugewandt und gesagt: »So eine sollte man nicht herumstromern lassen. Die sollten sie verheiraten. Wie alt ist sie? Zu alt zum Herumstromern, würde ich mal sagen. Schwer zu sagen.«

»Schwer zu sagen«, wiederholte Purnima im Stillen. Was war schwer zu sagen?

Ihr Vater sah sie an. »Sie kommen morgen. Wahrscheinlich am Nachmittag.«

»Wer?«

»Der Junge aus Repalle. Seine Familie.«

»Morgen?«

»Hier.« Ihr Vater gab ihr ein paar Rupien. »Schick deinen Bruder morgen früh los, er soll ein paar Sachen zu essen kaufen. So was wie Pakoras.«

Purnima starrte ihn an.

»Steh da nicht so rum. Nimm schon.«

Als sie am nächsten Morgen Savita davon erzählte, lächelte diese nur. »Das wird sich in nichts auflösen«, sagte sie.

»Woher willst du das wissen?«

»Weil das bei solchen Geschichten immer so ist.«

»Bei was für Geschichten?«

Savita deutete gen Himmel. »Geschichten, die so nicht bestimmt sind. Die falsch sind, bevor sie überhaupt erst begonnen haben.«

»Aber – sie sind auf dem Weg hierher. Gopi ist los, um Pakoras zu kaufen.«

Sie lächelte wieder. »Vor ein paar Tagen war ich morgens auf dem Weg zu euch. Ich ging gerade über die Old Tenali Road, weißt du, wo die Lastwagen auf dem Weg zur Fernstraße durchfahren. Als ich gerade am Betelnuss-Laden vorbeiging, hörte ich einen Schlag. Eher einen dumpfen Aufprall. Ich dachte mir nichts weiter dabei. Aber ich drehte mich trotzdem um, und da sah ich eine Eule auf der Straße. Sie war angefahren worden. Einer ihrer Flügel sah irgendwie falsch aus, wirklich *falsch*. Weißt du, was ich meine? Sie sah tot aus. Oder als würde sie schlafen. Aber nein, sie war wach, Puri. *Wach*. Wacher, als alles, was ich jemals gesehen habe. Sie gab keinen Laut von sich. Keinen Ruf, kein Wimmern. Können Vögel überhaupt wimmern? Jedenfalls saß sie einfach da, wo sie hingefallen war, mitten auf der Straße. Und all die Fahrräder und Leute und Lastwagen rasten an ihr vorbei. Ein Lastwagen fuhr sogar direkt über sie hinweg. Aber die Eule saß einfach weiter da. Ihre Augen sahen aus wie Murmeln. Perfekte schwarz-goldene Murmeln. Die alles spiegelten. Ich war jetzt nah bei ihr, weißt du, und beugte mich über sie und fragte mich, wie ich ihr wohl helfen könnte. Aber was konnte ich schon tun? Ihr zerschmetterter Flügel war schrecklich – wie ein einsamer Tag; wie Hunger. Als ich die Eule so ansah, wurde mir klar, dass sie mir etwas *sagte*. Sie versuchte, mir was zu sagen. Ich schwöre es. Und weißt du was? Was sie mir sagen wollte?«

Purnima schwieg.

»Eulensachen. Sachen, die ich nicht verstehen konnte. Es waren sterbende Worte, Worte einer Sterbenden in einer anderen Sprache. In einer stummen Sprache. Aber die Eule sagte noch was anderes, sie hat mir noch was gesagt. Sie sagte: ›Der Mann aus Repalle ist nicht wichtig. Ihr werdet zusammen sein.‹ Sie hat natürlich dich und mich gemeint. ›So ist das nun mal: Wenn zwei Menschen zusammen sein wollen, finden sie einen Weg. Sie *erschließen* ihn sich. Vielleicht ist es albern oder sogar dumm, so hart an etwas zu arbeiten, das so völlig zufällig, so vollkommen willkürlich ist, wie mit jemandem zusammenzubleiben – als ob ‚mit' und ‚getrennt' an und für sich was bedeuten würden –, aber so ist das ja mit euch Menschen‹, sagte die Eule. Mittlerweile«, fügte Savita hinzu, »war die Eule fast tot, sie keuchte und röchelte: ›Ihr denkt zu viel nach, oder?‹«

»Warte mal«, sagte Purnima. »Das hat die Eule dir alles gesagt?«

»Ja.«

»Sie kennt mich also? Und dich auch? Sie kennt den Mann aus Repalle?«

»Kannte. Wahrscheinlich ist sie mittlerweile gestorben.«

»Okay. Kannte.«

»Ja.«

»Wirklich?«

Savita erwiderte Purnimas Blick unbewegt und sagte: »Ja.«

Am Abend fand die Brautschau statt. Sie kamen um kurz nach sechs. Neben dem Bräutigam, dem Lehrling aus dem Sari-Laden, waren seine Mutter, sein Vater, Ramayya,

ein Onkel und eine Tante mitgekommen. Wenngleich der Onkel und die Tante auch ein älterer Cousin und dessen Frau hätten sein können. Es war schwer zu sagen, und Purnima fand es nie heraus.

Als sie ankamen, war Purnima in der Hütte mit den Webstühlen. Die Schwester ihres Vaters half ihr mit ihrem Sari – cremefarbene Baumwolle mit einer grünen Bordüre, er hatte ihrer Mutter gehört – und band ihr eine Girlande Jasmin ins Haar. Purnima hatte es am Morgen geölt und konnte noch Kokos an ihren Fingern riechen. Das Kumkuma hinterließ auf ihnen einen dünnen Pulverfilm, als ob sie einen roten Schmetterling gefangen hätte. Ihre Tante zog beim Haareflechten mit solcher Wucht an den Strähnen, dass Purnima vor Schmerz aufschrie.

»Sei still«, schimpfte ihre Tante. »Mit einem hat's schon nicht geklappt. Was für eine Schande. Was glaubst du denn, wie das ein Mädchen aussehen lässt? Hm? Vishnu sei Dank, dass er dich nie gesehen hat. Das wäre das Ende gewesen. Dein armer Vater. Erst verliert er eine Frau, muss sich alleine um fünf Kinder kümmern, und jetzt das. Arbeitet sich die Finger wund. Aber mit diesem hier wird's klappen. Du wirst schon sehen.« Sie schmierte Purnima eine dicke Schicht Talkumpuder ins Gesicht. Sie legte ihr das Kumkuma und das Kajal neu auf. Dann nahm sie die goldenen Armreife von ihren eigenen Handgelenken und legte sie um Purnimas. »Na also«, sagte ihre Tante und ging ein, zwei Schritte zurück. »Halt die Augen gesenkt und sprich nur, wenn du angesprochen wirst. Werd bloß nicht übermütig! Beantworte einfach ihre Fragen. Und sing was. Wenn sie dich drum bitten, sing was. Eine andächtige Ballade wäre gut. Was Einfaches, damit du's nicht vermasselst.«

Purnima nickte.

Ihre Tante führte sie aus der Webhütte heraus, hinter der Haupthütte entlang und vorne, wo alle saßen, wieder herein. Sie stupste Purnima auf die Strohmatte, auf der schon die Mutter des Bräutigams und seine Tante oder Cousine saßen. Der Vater des Bräutigams saß auf dem Stuhl, die anderen Männer auf der Kante des Hanfseilbettes. Es wurden Höflichkeiten mit Purnimas Tante ausgetauscht, die wohl mit der Tante oder Cousine bekannt war.

Da beugte sich die Mutter des Bräutigams vor und fasste die goldenen Armreife an. »Nicht sehr dick«, sagte sie.

»Nun ja«, sagte Ramayya munter, »das lässt sich ja alles noch besprechen.«

Die Frau lächelte, ließ die Armreife unwillig wieder los und fragte: »Wie heißt du denn, mein Liebes?«

Purnima blickte zu der Frau auf, die wohl ihre zukünftige Schwiegermutter sein würde. Sie war dick, wohlgenährt, der Bauch über der Taille ihres Saris rund wie ein Tonkrug. Ihre Fingernägel und Zähne waren gelb. »Purnima«, antwortete sie. Sie mochte, dass die Frau sie Liebes genannt hatte. Aber sie misstraute ihrem Ton; zu leicht hatte sie vom Umfang der goldenen Armreife zu ihrem Namen gewechselt, als wäre beides ein und dasselbe, Teil derselben Frage, desselben Zwecks.

»Frag sie, Ravi«, sagte die Tante oder Cousine des Bräutigams. »Frag sie was.«

Der Bräutigam saß auf der Bettkante; Purnima konnte nur seine Schuhe sehen (braune Sandalen) und den Aufschlag seiner Hose (grau mit Nadelstreifen). Seine Fußknöchel – der einzige Teil seines Körpers, der in ihrem Blickfeld lag – waren dunkel, die Haare darauf drahtig und dick. »Kannst du singen?«, fragte er.

Sie räusperte sich. Ein frommes Lied, sagte sie sich. Denk an ein andächtiges Lied. Ihr fiel nichts ein. Nicht nichts, um genau zu sein. Sie dachte an die Eule. Die sterbende Eule, die zu Savita gesprochen hatte. Was hatte sie gesagt? Etwas darüber, einen Weg zu finden, ihn sich zu erschließen. Was würde sie in Repalle tun, allein, ohne Savita? Diese Frage erschien ihr größer als alle Fragen, die ihr je gestellt worden waren. Größer als alle anderen Fragen zusammen. »Kann ich nicht«, sagte sie. »Ich kann nicht singen.«

Ihre Tante holte tief Luft. »Natürlich kannst du singen«, sagte sie und lachte nervös. »Denk doch mal an das Lied, das wir immer im Tempel singen. Über Rama und Sita und …«

»Ich weiß genau, welches du meinst. Ich kann es nur nicht singen. Wie gesagt, ich kann nicht singen.«

Ramayya erhob sich ein wenig, die Augen aufgerissen. »Schüchtern. Das ist alles. Sie ist ein so schüchternes Mädchen.«

Der Bräutigam räusperte sich. Die Tante oder Cousine sagte: »Na ja, schon gut. Singen ist ja nicht so wichtig. Sie kann doch aber kochen, oder? Wie viele Behälter kannst du pro Tag an der Charkha spinnen?«

»Vier, fünf.«

»Na, siehst du«, sagte die Frau, »das ist gar nicht schlecht.«

»Swapna schafft acht«, sagte die Mutter des Bräutigams. »Und das *mit* dem Baby.«

So ging das Gespräch weiter. Sie tranken den Tee aus, aßen alle Pakoras, auch die meisten Jalebis, und ließen nur ein paar Krümel Zuckersirup auf dem Teller zurück. Sie sprachen darüber, dass es zu wenig regnete, dass die Züge aus Repalle immer Verspätung hätten, sie sprachen über den Preis von Erdnüssen und Mangos und Reis, und sie sprachen über die neue Regierung und darüber, dass die Preise niedriger und das Obst und Gemüse besser gewesen seien, als noch die Kongresspartei an der Macht gewesen war.

Dann wurde Purnima von ihrer Tante aus dem Zimmer geführt. Sie wurde ausgeschimpft, wie sie es erwartet hatte. »Du Dummkopf«, sagte ihre Tante. »Wer würde jemanden wie dich heiraten? Wer würde jemand so Durchtriebenes heiraten? Vishnu sei Dank, dass deine Mutter das nicht erleben musste. Es hätte sie umgebracht. Eine so schreckliche Tochter. Begreifst du denn nicht? Es geht nicht darum, ob du singen kannst, du Idiotin. Sie wollen sichergehen, dass du *hörst*. Dass du gehorchst. Und jetzt wissen sie es. Jetzt wissen sie, wie durchtrieben du bist.«

Als Purnima am nächsten Tag Savita davon erzählte, lachte die. »Das ist die Lösung! So machen wir’s.« Sie wischte Purnima eine Haarsträhne aus dem Gesicht und sagte: »Das ist es. Wir sind in Sicherheit.«